

## Kleidung und Mode in Bayerisch-Schwaben zwischen 1945 und 1960

VON CLAUDIA SELHEIM

Die beiden Bezeichnungen Kleidung und Mode sind heute aus dem täglichen Sprachgebrauch nicht mehr wegzudenken. Das Wort Kleidung hat seinen Ursprung im mittelhochdeutschen »kleit«, das wiederum abgeleitet ist von »klei«, einer fetten Tonerde mit der das zur Bekleidung dienende Tuch gewalkt, also veredelt wurde. Der Begriff Kleidung umschreibt alle Varianten der menschlichen Körperbedeckung vom Scheitel bis zur Sohle und berücksichtigt auch das vielfältige Zubehör. Aktuelle modische Strömungen können hier ebenso subsumiert werden wie historische Gewandungen.<sup>1</sup>

Der Begriff Mode, heute mehr als je zuvor im Rahmen aktueller Vermarktungsstrategien genutzt und in aller Munde, bezeichnete ursprünglich nur einen Aspekt der Kleidung. Das Wort gelangte erst im 17. Jahrhundert in den deutschen Sprachschatz. Der aus dem Französischen entlehnte Begriff »à la mode« bedeutete »nach gegenwärtiger Art«. Die ältere Kostümkunde verstand unter den Moden die wechselnden Zeitstile, wie zum Beispiel die Mode des Empire oder des Biedermeier. Im 18. Jahrhundert verband man mit dem Wort vielfach negative moralisierende Konnotationen.

Die synonyme Verwendung von »Kleidung« und »Mode«, wie sie wegen des vermeintlich attraktiveren Mode-Begriffs oft geschieht, ist vielfach nicht korrekt. Denn vom Mittelalter bis in die Neuzeit hinein waren die Neuerungen innerhalb der Kleidung von ganz anderen wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen gekennzeichnet als heute, weswegen die neuere Kleidungsforschung dahin tendiert, mit Mode lediglich die wechselnden Zeitstile zu umschreiben. Auch in unserer Gesellschaft, die durch das soziale Totalphänomen Mode geprägt ist, existieren weit mehr Gebrauchssituationen von Kleidung, die über den modischen Bereich hinausgehen. Der Begriff Kleidung umschreibt letztlich ein sehr viel breiteres Spektrum als der der Mode. Hier finden zudem die regionalspezifischen Kleidungsweisen, heute besser bekannt unter der unscharfen Bezeichnung Tracht, ihren Platz.

Die in Bayerisch-Schwaben zwischen 1945 und 1960 präsente Kleidung durfte nur wenig Unterschiede zu den in den übrigen deutschen Regionen getragenen Stücken aufweisen. Dennoch soll an Beispielen schwäbischer Fabrikate und an in der Region Bayerisch-Schwaben getragenen Kleidungsstücken ein punktueller Einblick in die hiesigen Kleidungsgepflogenheiten gewährt werden.

---

1 Nach JUTTA ZANDER-SEIDEL, Kleiderwechsel. Frauen-, Männer- und Kinderkleidung des 18. bis 20. Jahrhunderts, Nürnberg 2002 (Die Schausammlungen des Germanischen Nationalmuseums 1), S. 9–11.

Bis zur Währungsreform im Juni 1948 prägten die Rationierung und die allgemeine Mangelwirtschaft den Kleidungsalltag. Vorrangig wurden Zwangsverschleppte, Flüchtlinge oder Ausgebombte mit Textilien versorgt. Im Juli 1946 traten in der amerikanischen Zone Bewirtschaftungsvorschriften in Kraft, die den Mindestbesitz an Kleidung pro Kopf bestimmten. Eine Frau sollte danach einen Hut, einen Wintermantel oder ein Umschlagtuch, einen Gummi- oder Regenmantel, ein Wollkleid, ein Kunstseidekleid, einen Unterrock oder ein Unterkleid, einen Überziehschlüpfer, ein Nachthemd, einen Kittel oder eine Schürze, einen Hüft- und Büstenhalter oder ein Korsett, ein Paar Winterhandschuhe, drei Paar Strümpfe, zwei Schlüpfen und drei Taschentücher besitzen.<sup>2</sup>

Die Bevölkerung, die bereits seit November 1939 mit den durch das nationalsozialistische Regime eingeführten Reichskleiderkarten umzugehen wusste, hatte auch unmittelbar nach dem Krieg keine Chancen, sich nach eigenen Wünschen, geschweige denn nach modischen Aspekten zu kleiden. Vielmehr musste, wie schon in den Jahren des Krieges, weiter improvisiert werden und praktische Gesichtspunkte standen bei der Bekleidung im Vordergrund. Das Motto »aus alt mach neu« sollte das Erscheinungsbild vieler Kleidungsstücke bis weit in die 1950er Jahre hinein kennzeichnen. So schrieb die 1927 in Augsburg geborene Lisa Beck in ihrer Autobiografie, dass bei den jungen Mädchen nach dem Krieg wieder das Interesse an der »Mode« aufkam: *Wir nähten, kombinierten Stoffreste zu neuen Röcken, Blusen und Kleidern, zertrennten alte Pullover wie schon in den Kriegsjahren, und strickten neue daraus, nähten und fertigten von der Mütze bis zu den Handschuhen alles, was notwendig war und freuten uns, wenn eine solche Arbeit gut gelungen war.*<sup>3</sup> Die Ökonomie des Mangels bestimmte also weiterhin das Aussehen der neuen Kleidungsstücke und ihre Herstellung.

Aus Amerika gelangte zwar im März 1946 eine Notration von 330.000 Ballen Baumwolle nach Deutschland, die zum größten Teil in der amerikanischen Zone verblieben, jedoch wurden diese in den seltensten Fällen zu Kleidungsstücken verarbeitet.<sup>4</sup> Vielmehr fertigte man aus ihnen Zucker- und Mehlsäcke und deckte somit die Verpackung lebensnotwendiger Grundnahrungsmittel ab. In Augsburg erhielt beispielsweise die Firma Nagler & Sohn die Erlaubnis, Säcke für die Landwirtschaft zu produzieren.<sup>5</sup> Natürlich waren derartige Lebensmittelsäcke auch zur Herstellung von Kleidung gefragt und linderten die vielfach herrschenden Kleidungsnöte. Eine weitere Hilfe boten Pakete von in den USA lebenden Verwandten und Bekannten, allerdings kamen sich die Beschenkten manchmal fremd in

2 GUNTHER VOLZ, Trümmermode und New Look. Kleidung und Mode in München 1945–1949, in: FRIEDRICH PRINZ (Hg.), Trümmerzeit in München. Kultur und Gesellschaft einer deutschen Großstadt im Aufbruch 1945–1949. Begleitbuch zur Ausstellung im Münchner Stadtmuseum. München 1984, S. 303–311, hier S. 304.

3 LISA BECK, So lebten wir ... Autobiografisches von Lisa Beck. Teil 1 Kindheit, Jugend, Schulzeit, Augsburg 2001, S. 163.

4 SABINE SCHÜTZ, Vom Zuckersack zum Traummodell. Die Entwicklung der Nachkriegsmode in Westdeutschland, in: KLAUS HONNEF, HANS M. SCHMIDT (Hg.), Aus den Trümmern. Kunst und Kultur im Rheinland und Westfalen 1945–1952. Neubeginn und Kontinuität, Köln, Bonn 1985, S. 177–182, hier S. 177.

5 LEONHARD HILLENBRAND, Augsburger Industriebetriebe in der Nachkriegszeit, in: GUNTHER GOTTLIEB u. a. (Hg.), Geschichte der Stadt Augsburg, 2000 Jahre von der Römerzeit bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Stuttgart 1985, S. 654–660, hier S. 654.

den geschickten Kleidungsstücken vor. Denn diese erwiesen sich als viel zu auffällig in dem stark ländlich geprägten Schwaben, weswegen die Kleider gelegentlich nur zum Fasching getragen wurden.

Die in der Nachkriegszeit reichlich vorhandenen roten Fahnen stellten ebenfalls ein begehrtes Material, besonders für leichte Kleider, dar. Eine 1929 in Donauwörth geborene Frau wusste einen Teil einer Fahne 1946 geschickt zu Sandalen zu verarbeiten.<sup>6</sup> Die Sohle trennte sie von alten Hausschuhen ab, für die Innensohle verwendete sie den Fahnenstoff, an die Herkunft der Bänder konnte sie sich nicht mehr erinnern. Die Schuhversorgung hatte schon während des Krieges aufgrund der Materialnöte besonders große Schwierigkeiten mit sich gebracht. Leder wurde vor allem für Militärstiefel benötigt. Die Zivilbevölkerung sollte in der schönen Jahreszeit Schuhwerk mit Holzsohlen tragen, am besten ergänzt durch ein textiles Obermaterial. Aber auch bloße Füße, gerade bei Kindern, waren ein tägliches Bild. Beides bestimmte noch das Bild nach 1945. Zahlreich waren überdies Anleitungen zur eigenen Herstellung von unterschiedlichem Schuhwerk.<sup>7</sup>

Zu den stark gefragten Geweben der Nachkriegszeit zählte die aus Militärbeständen stammende Fallschirmseide, die in weißer Farbe gerne zu Brautkleidern verarbeitet wurde. Bei der Fallschirmseide handelte es sich nicht um Rohseide, sondern vielmehr um ein Polyamidgewebe, das seine Ursprünge noch in der Vorkriegszeit hatte. 1938 entdeckten Forscher in Amerika und Deutschland unabhängig voneinander die Polyamidfasern Nylon und Perlon, die eng mit der Kriegswirtschaft verbunden sind.<sup>8</sup> Bekanntestes Produkt aus den Fasern waren in der Nachkriegszeit die Nylons, also die so genannten »Seidenstrümpfe«. Da Perlon in Deutschland ein militärisch wichtiges Material war, wurde der Zivilbevölkerung während des Krieges die neue Errungenschaft vorenthalten. Lediglich einige privilegierte Ehefrauen der ranghohen Mitarbeiter der I.G.-Farben kamen bereits Weihnachten 1943 in den Genuss von Perlonstrümpfen. In Amerika hatten die feinen taftbindigen Polyamidgewebe die natürlichen Ballonseiden abgelöst, nachdem die USA 1942 durch den Krieg mit Japan von ihren Rohseidenquellen abgeschnitten worden waren. Ein Fallschirm bestand aus 36 Quadratmetern Stoff und ließ die Verarbeitung zu opulenten, nicht gestückelten Kleidern zu.<sup>9</sup>

Glücklich konnte sich eine junge, 1928 geborene Frau aus Augsburg 1947 schätzen. Ihr war es gelungen, die allseits gesuchte Ballonseide zu bekommen und so erfüllte sich ihr Traum von einer weißen Hochzeit in der von Trümmern gezeichneten Stadt. Die Fallschirmseide für das bodenlange Kleid tauschte die neunzehnjährige Braut, eine Friseurin, von einer Kundin gegen eine alte Kindernähmaschine ein. Das Kleid nähte eine Augsburger Schneiderin. Das Hochzeitsfoto zeigt schließlich ein glückliches, gut gekleidetes Paar, aber

6 Bestand tim, Inv. Nr. 138.

7 Hg. mit Erlaubnis des amerikanischen Nachrichten-Kontrollamtes, Anleitung zur Selbstanfertigung von Haus- und Morgenschuhen, Berlin 1946/47. Bestand tim, Inv. Nr. 599.

8 UDO TSCHIMMEL, Aus der Retorte in den Krieg. Entwicklung und Nutzung von Nylon und Perlon vor 1945, in: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.), Künstliche Versuchung. Nylon – Perlon – Dederon. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1999, S. 16–29.

9 ANGELA STIRKEN, Trümmer, Träume, Nylons, in: ebd., S. 42–55, bes. 46 f.

das Bild verschweigt, dass bis auf das Hochzeitskleid alle Kleidungsstücke, die Braut und Bräutigam tragen – einschließlich der Strümpfe – ausgeliehen waren.<sup>10</sup>



Abb. 1: Brautkleid aus Fallschirmseide, Augsburg 1947 (Archiv tim)

<sup>10</sup> Brautkleid im Bestand tim, Inv. Nr. 431.

Zu einem weiteren Phänomen der Nachkriegszeit gehörten zahlreiche kleine Strickereibetriebe, die entweder ausschließlich auf die Handstrickerei setzten und Heimarbeiterinnen beschäftigten, oder aber mechanische Strickereien. Letztere benötigten im Gegensatz zu Webereien nur geringe Investitionen. Diese Strickereien boten ihren Betreibern in den Jahren nach dem Krieg eine Existenzmöglichkeit. Die beiden im Folgenden vorgestellten Betriebe hatten ihren Firmensitz in Augsburg.

Ruth Altenberger wurde 1920 im schlesischen Seifersdorf geboren. Ihr Vater war seit 1937 als Postbeamter in Augsburg tätig, die Tochter legte ihr Abitur noch in Breslau ab, am vorherigen Wohnsitz der Familie. 1940 wurde Ruth Altenberger zum Reichsarbeitsdienst



Abb. 2: Ruth Altenberger (rechts) in ihrem Gesellenstück, einem gestrickten, violett-schwarzen Kleid, 1949 (Archiv tim)

und zum Pflichtjahr eingezogen. Von 1941 bis zum Kriegsende arbeitete sie bei der Luftwaffe. Nach kurzer Kriegsgefangenschaft stellte sie Puppen für eine kunstgewerbliche Werkstätte im Augsburger Stadtteil Spickel her. Allein über 1.000 dieser Puppen verkaufte das Atelier damals an die Angehörigen der amerikanischen Besatzungsmacht. Seit 1947 strickte die junge Frau für Kunden, die ihr zunächst die Wolle zur Verfügung stellten. Naturalien wie Zigaretten und Kaffee bildeten ihren Lohn. Die »Werkstatt« befand sich anfänglich in der elterlichen Wohnung in der Alpenstraße. Seit 1948 war Ruth Altenberger zudem im Augsburger Modosalon für Strickkleidung von Anni Scheid tätig. Mitte Juli 1949 meldete sie ihr Gewerbe offiziell an. 1950 rundete die Meisterprüfung ihre Ausbildung ab. Ruth Altenberger beschäftigte bis zu 56 Heimarbeiterinnen, die nach ihren Entwürfen strickten. Ihre Mutter vernähte zum Schluss die Fäden, die Meisterin selbst dämpfte die fertigen Kleidungs-

stücke. Nebenbei entwarf sie Strickmodelle für Zeitschriften und Garnproduzenten. 1953 stellte sie den Betrieb ein, um als Modellentwerferin für Strickwaren bei verschiedenen Garnfirmen in Deutschland tätig zu werden.

Bereits 1931 eröffnete die 1905 geborene Hela Hofmann in Augsburg eine kunstgewerbliche Werkstatt mit Maschinenstrickerei, die sie bis 1957 führte. In dem Geschäft wurde auch Zellwolle verarbeitet.<sup>11</sup> Nach dem Krieg präsentierte die findige Geschäftsfrau Modenschauen vor den Angehörigen der amerikanischen Besatzungsmacht in Augsburg, die diese zahlreich besuchten. Aus diesem Kontext stammen Fotografien verschiedener Modelle. Die Schöpfungen griffen modische Tendenzen der Zeit auf. So erinnert ein langes, fast transparentes Kleid mit trägerlosem Oberteil durchaus an ein Modell aus der Sommerkollektion des bekannten französischen Modeschöpfers Pierre Balmain von 1946.



Abb. 3: Gestricktes Kleid, Atelier Hela Hofmann, Augsburg, um 1950 (Archiv tim)

11 Der Begriff Zellwolle wurde 1935 für künstliche Spinnfasern aus Zellulose eingeführt. Die Zellulosefaser gewann man vor allem aus Fichtenholz.

Norwegermuster eigneten sich wiederum hervorragend für die Verarbeitung verschiedenfarbiger Wollreste. Körperbetonte Schnitte hatten nicht zuletzt ihren Ursprung in der Materialknappheit. Ein leicht lasziv wirkendes Fotomodell trägt keinen frühen Mini, sondern vielmehr einen zum Eislauf gedachten Rock. Das Modell dürfte den Blick der Männerwelt bei Modenschauen auf sich gezogen haben. Ein überlieferter gelber Strickrock zeigt schwarze Applikationen.<sup>12</sup> Er stammt aus der zweiten Hälfte der 1940er Jahre. Seine Farbigkeit steht in starkem Kontrast zu den vielfach noch grauen Städten der Nachkriegszeit.



Abb. 4: Norwegerpullover und Rock zum Schlittschuhlaufen, Atelier Hela Hofmann, um 1950 (Archiv tim)

12 Bestand tim, Inv. Nr. 436.

Nicht zu vergessen sind die zahlreichen selbst strickenden Frauen, die auf diese Weise an aktuellen Moden teilnehmen konnten. Ein Vorteil war, dass aus Resten und aufgetrennten alten Kleidungsstücken mit Phantasie und Geschick Neues geschaffen werden konnte.

Richtete sich vor dem Krieg in Sachen Mode der Blick wiederholt nach Paris, so trugen nicht zuletzt die amerikanischen Besatzer zu veränderten Kleidungsgewohnheiten bei. Bis in die 1950er Jahre hinein galt das Damenhafte in der Mode als vorbildlich, dann orientierte sich die Mode zunehmend an der Jugend. Neben Nietenhosen wurden spezielle Teenagermoden kreiert, die allerdings vielfach noch sehr damenhaft wirkten. Ein typisches Kleidungsstück, welches weitgehend den offiziellen Blicken entzogen wurde, war der ebenfalls aus Amerika auf den europäischen Kontinent und so auch nach Bayerisch-Schwaben gelangende Petticoat. Er gehörte seit Mitte der 1950er Jahre zur weiblichen Unterkleidung und stellte eines der vestimentären Symbole der Wirtschaftswunderära dar.<sup>13</sup> Schwingende Röcke, wie sie Christian Dior mit seinem schon 1947 propagierten New Look populär machte, der in Deutschland übrigens erst 1949 vorgestellt wurde, waren nun keine Frage der Stoffmenge mehr. Diors Kleider verschlangen zuweilen bis zu 50 Meter Stoff, ein für die deutsche Durchschnittsfrau der Nachkriegszeit unvorstellbarer Luxus. Nun trugen manche Frauen mehrere Petticoats übereinander, um üppiges Volumen und Stofffülle vorzutauschen. Die schon erwähnten Kunstfasern waren die bevorzugten Materialien für ihre Herstellung. Die Bevölkerung konnte sich erst zu Beginn der 1950er Jahre Produkte aus derartig innovativen Stoffen leisten und lenkte erst jetzt ihren Blick auf die Aufrüstung der zweiten Haut.

Damals begann in Deutschland die »Perlonzeit« und die Verwendung von Perlonwäsche wurde von den Hausfrauen als Teilhabe am wissenschaftlichen Fortschritt und als Zeichen des Aufschwungs betrachtet bzw. ihnen als solcher von Werbefachleuten suggeriert. In erster Linie versprach man sich von der neuartigen Faser Erleichterungen beim Wäschewaschen. Abends genügte ein kurzes Eintauchen des verschmutzten Kleidungsstückes in ein Feinwaschmittel und über Nacht trocknete es schnell und konnte am nächsten Morgen ohne zeitraubendes Bügeln wieder angezogen werden. So zeigte es wenigstens die Werbung, in deren Argumentation die Zeitersparnis eine wichtige Rolle spielte. Für die Hausfrau setzte quasi eine permanente Handwäsche ein, zu der sie nach den grauen Tagen des Krieges und im tristen Nachkriegsdeutschland offensichtlich gerne bereit war. Eine tatsächliche Arbeitserleichterung war nicht gegeben, zumal die Reinlichkeitsstandards ständig anstiegen.

Ein Klassiker der 1950er Jahre, nicht nur in Schwaben und Bayern, sondern deutschlandweit war der Kleppermantel. Er ging auf die Erfindung des Rosenheimer Schneidermeisters Johann Klepper (1868–1949) zurück und wurde seit 1919 hergestellt. Schon zu Beginn der 1920er Jahre lief seine Serienproduktion an. Wenngleich es den Mantel für beide Geschlechter gab, entwickelte er sich in den 1950er Jahren beinahe zu einem Statussymbol des deutschen Mannes. So verwundert es nicht, dass die Firma Klepper damals zu den Marktführern der bayerischen Konfektion zählte. Fast zwei Drittel der im Bundesgebiet 1955 erzeugten Regenmäntel stammten aus Rosenheim und manchmal wurden am Tag

---

13 CLAUDIA SELHEIM, Leitbild Petticoat, in: Monatsanzeiger 11 (1999), S. 6–7.



über 1.000 Kleppermäntel verkauft.<sup>14</sup> Das um die 800 Gramm wiegende Kleidungsstück aus mit Gummi imprägniertem Stoff erfreute sich seit seinem Aufkommen einer hohen Wertschätzung, da es vielseitig einsetzbar und robust war. Den Luftaustausch regulierten im Rücken befindliche Falten.

Der hohe Preis eines Kleppermantels schreckte viele potentielle Käufer von dem Erwerb ab. 1956 kostete ein einfaches Modell rund 70,00 DM. Dies war ein stolzer Preis bei einem durchschnittlichen Netto-Monatsverdienst zwischen 423,35 DM (1953) und 602,98 DM (1959). Der Mantel schützte vor allem Rad- und Motorradfahrer vor den Unbilden der Witterung. Die hohe Qualität, die Hygiene, die Unverwüstlichkeit und der hohe Anschaffungspreis bewogen viele Per-

sonen, das Kleidungsstück über ein halbes Jahrhundert aufzubewahren.

Handelt es sich bei dem Kleppermantel um einen Erfolgsschlag der Konfektion aus Oberbayern, so soll exemplarisch ein Blick auf drei in Bayerisch-Schwaben ansässige Konfektionsbetriebe geworfen werden, die allerdings in der unmittelbaren Nachkriegszeit eher eine Ausnahme in der behandelten Region bildeten. Überhaupt nahm die Akzeptanz der Bevölkerung bezüglich der konfektionierten Kleidung erst langsam zu, doch der Kleidermangel im Nachkriegsdeutschland verstärkte die Bereitschaft zu deren Kauf. Die Kunden erkannten allmählich die große Auswahl, das direkte Anprobieren und den unmittelbaren Erwerb als Vorteile. Dennoch besaß Fertigungskleidung vielfach weiter einen schlechten Ruf.



Abb. 5: Broschüre der Firma Klepper, um 1951 (Archiv tim)

14 L. LEIBERICH, Die Bekleidungsindustrie in Bayern, in: Bayerisches Statistisches Landesamt (Hg.), Bayern in Zahlen 11 (1957), S. 104–106.

1948 zählte man in Augsburg 1.226 Beschäftigte in der Bekleidungsindustrie und sechs Jahre später rund 450 Personen mehr.<sup>15</sup> Der Zuwachs zeugt zwar von der einsetzenden Bekleidungs- und Textilwelle, aber es handelte sich vorwiegend um Kleinbetriebe. Noch 1950 bestand das Augsburger Bekleidungs- und Textilgewerbe vor allem aus Handwerksbetrieben, in denen nur der Inhaber arbeitete. Auch vor Kriegsausbruch bildete die Region kein Zentrum der Konfektion, also der seriellen Fertigung von Kleidung, wie es beispielsweise Berlin für Frauenkleidung und Stettin und Breslau für Männerkleidung waren.<sup>16</sup> Die Konfektion der Vorkriegszeit griff in der Regel auf Zwischenmeister und Heimarbeiter zurück. In Bayern zählte der Raum Aschaffenburg vor und nach dem Krieg zu einem Zentrum der deutschen Herrenkonfektion.<sup>17</sup> Hier, am Rand des strukturschwachen Spessarts, fand sich auch ein Heer von Arbeitskräften. Bayerisch-Schwaben war bis in die Nachkriegsjahre vielmehr durch die Gewebe- und Garnproduktion geprägt.

In Augsburg rief die Augsburger Buntweberei Riedinger im Juni 1946 die Schwäbische Damenkleiderfabrik ins Leben. Ursprünglich wollte man diese Abteilung an die 1864/65 gegründete Buntweberei angliedern, aber die Behörden untersagten den Schritt und verlangten die Errichtung einer eigenen Kleiderfabrik. Hatte die Weberei auch vor dem Krieg schon Bett- und Tischwäsche genäht, so war die Konfektionierung von Damenbekleidung ein neues Betätigungsfeld. Der Grund für diesen Schritt lag in der schlechten Verarbeitung der reinen, einen guten Ruf besitzenden Zellwollstoffe der Buntweberei, wie sie die Reisenden der Firma vielfach in Deutschland beobachten konnten. So wurden Kostüme und Abendkleider aus für diese Zwecke völlig ungeeigneten Riedinger-Stoffen hergestellt. Die Firma befürchtete durch die falsche Verwendung ihrer Stoffe negative Auswirkungen auf die Produktionszahlen in der Weberei, da diese Kleidungsstücke keinesfalls für ihre Stoffe, wie die allseits bekannten Riedinger-Schotten, warben. Die Schwäbische Damenkleiderfabrik war sich allerdings auch der Lage in der unmittelbaren Nachkriegszeit bewusst: Sie wollte mit ihren Kleidermodellen vor allem eine Vorbildfunktion für manche Heimschneiderin oder professionelle Schneiderin übernehmen und sie zum Nachahmen der Modelle und zum Verarbeiten der Augsburger Stoffe anregen. Die Damenkleiderfabrik machte mit den Kleidern letztlich Reklame für den Verkauf der Stoffe der Buntweberei, denn noch war Fertigungskleidung nur wenig gefragt,<sup>18</sup> galt doch die individuell auf den Körper abgepasste Maßkleidung nach wie vor als Nonplusultra. Gleich im Jahr der Firmengründung 1946 präsentierte die Schwäbische Damenkleiderfabrik ein gestreiftes Damenkleid in einem *Bavarian Styles* betitelten Katalog, in dem bayerische Firmen *charakteristische Waren* für den Export vorstell-

15 ANGELIKA THOMAS (Bearb.), Und über sich keine Herren. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Augsburg 1848–1954, hg. von der Verwaltungsstelle Augsburg der Industriegewerkschaft Metall, Augsburg 1988, S. 398.

16 BRUNHILDE DÄHN, Berlin Hausvogteiplatz. Über 100 Jahre am Laufsteg, Göttingen 1968; CHRISTINE WAIENSCHLAGER, Aus den Anfängen der Berliner Konfektion, in: DIES. (Hg.), Berliner Chic. Mode aus den Jahren 1830–1990, S. 11–24.

17 ELISABETH HAAF, Wie dem auch sei es lebe hoch die Schneiderei. Leidersbach. Vom armen Spessartdorf zum Zentrum der Bekleidungsindustrie, Aschaffenburg 1996 (Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg e.V. 44).

18 BRÜCKNER, Wie kam es zur Gründung der Schwäbischen Damenkleiderfabrik GmbH?, in: Buntweber-Blätter 1 (1949), Nr. 1, S. 16 f.

ten.<sup>19</sup> 1949, also drei Jahre nach der Firmengründung, zählte die Kleiderfabrik bereits über 300 Mitarbeiter. In diesem Jahr wohnte der damalige Wirtschaftsminister Professor Ludwig Erhard einer Moden- bzw. Verkaufsschau der Kleiderfabrik im eigenen, neuen Vorführraum in Augsburg bei. Die rund 60 Besucher der Präsentation zeigten sich *erfreut, inmitten der*



Abb. 6: Kleid der Schwäbischen Damenkleiderfabrik, 1946, aus: Bavarian Styles, 1946 (Archiv tim)

*vom Kriege schwer mitgenommenen Umgebung eine Atmosphäre zu finden, in der sie sich für ein paar Stunden wohlfühlen konnten.*<sup>20</sup> Verkaufsniederlassungen in Frankfurt, Düsseldorf, Berlin und Hamburg ließen gleichfalls den Absatz der Augsburger Kleider, Blusen und Röcke ansteigen.<sup>21</sup> Die Erzeugnisse umschrieb die Schwäbische Damenkleiderfabrik mit Worten wie *modisch elegant, sportlich schick oder jugendlich*. Letztlich rückte wie anderenorts auch die damenhafte Kleidung in den Vordergrund.

1950 stellte die Kleiderfabrik ihre Kollektion um, indem sie nun Stoffe fremder Hersteller verarbeitete. Dies führte unter den Einzelhändlern zu einem positiven Echo. So äußerte ein Kunde: *Ihr bringt zu günstigen Preisen hübsche, kleidsame Modelle, an welchen auch Frauen und Mädchen mit schmalem Geldbeutel ihre Freude haben können!*<sup>22</sup> In der Frühjahrskollektion 1951 lagen die Preise zwischen 14,90 und 46,90 DM. Dies war ein dem Einzelhandel willkommenes Preissegment,<sup>23</sup> das nur durch den Einsatz

19 Bayerisches Staatsministerium für Wirtschaft (Hg.), Bavarian Styles, München 1946, S. 22.

20 MÖLLER, Die »Schwäbische« zeigt, was sie leistet, in: Buntweber-Blätter 1 (1949), Nr. 1, S. 18–20.

21 WÜNDISCH, Die Verkaufsniederlassungen der »Schwäbischen«, in: Buntweber-Blätter (1950), S. 30 f.

22 DERS., Rund um die Verkaufsschauen, in: Buntweber-Blätter 2 (1950), Nr. 1, S. 25 f., hier S. 26.

23 HOPP, Unsere Kollektion im Spiegel der Kritik, in: Buntweber-Blätter 3 (1951), Nr. 2, S. 33 f., hier S. 33.

von Fließbändern möglich war.<sup>24</sup> Konfektionierte Kleider aus Riedinger-Stoffen fanden darüber hinaus Eingang in verschiedene Versandhauskataloge.

Die Schwäbische Damenkleiderfabrik in Augsburg konnte also auf bestehende Strukturen der Textilindustrie und auf ein eingeführtes Unternehmen aufbauen. Anders war dies im Ort Mickhausen, wo Freiherr Benedikt von Fürstenberg 1946 die »Schwäbische Wäsche- und Miederfabrik« in einem Raum der Gastwirtschaft Blessing gründete.<sup>25</sup> Die Wahl war auf die Staudengemeinde aufgrund verwandtschaftlicher Kontakte des Freiherrn zu dem Mickhausener Patronatsherrn Albert Graf von Rechberg gefallen. Rund 20 Näherinnen aus der Umgebung fanden hier zunächst Arbeit. Die schnell florierenden Geschäfte ermöglichten schließlich eine Verlegung des Betriebs an den Ortsrand. Zwei große Arbeitsdienstbaracken aus Wehrmachtsbeständen dienten als neue Produktionsstätten. 1948 kam ein Nähsaal hinzu. Rund 120 Näherinnen, Zuschneiderinnen und Büglerinnen waren für die inzwischen »Jugendmoden Mickhausen« genannte Firma tätig.<sup>26</sup> Zuvor hatte man noch Kindermoden



Abb. 7: Ehemalige Wehrmachtbaracken als Produktionsstätte der Mickhausener Kleiderfabrik (Foto aus dem Besitz von Walter Kleber, Archiv tim)

- 
- 24 Die Schwäbische Damenkleiderfabrik firmierte seit Beginn der 1970er Jahre unter der Marke S-Modelle und war eine Tochter des Dierig-Konzerns. 1992 wurden die S-Modelle stillgelegt. Vgl. dazu CHRISTIAN GOTTFRIED DIERIG, *Über uns und etwas mehr*, Augsburg 1993, S. 237.
- 25 Besonders möchte ich mich bei Herrn Maximilian Kleber, Mickhausen, bedanken, der mir neben mündlichen Auskünften auch Zeitungsmaterial zur Verfügung stellte. – WALTER KLEBER, *Die Mickhausener Kleiderfabrik*, in: *Staudenzeitung*, H. 73 (2007), S. 30 f.
- 26 Der Name wurde später von »Mickhausen Modelle« abgelöst.

produziert, doch verlangte ihre Herstellung viel mehr unterschiedliche Konfektionsgrößen als die Jugendmoden (45–110). Somit senkte die Umstellung auf die Jugendmoden die Produktionskosten. Ende der 1940er Jahre baute Benedikt von Fürstenberg in Göppingen das



Abb. 8: Gestreiftes Kleid der Jugendmoden Mickhausen, aus: *textil-report*, 1956 (Archiv tim)

bis heute bekannte Wäscheunternehmen auf. In Mickhausen wurde Christoph Graf von Thun und Hohenstein neuer Geschäftsführer und behielt diese Funktion bis in die späten 1970er Jahre. Mitte der 1950er Jahre arbeitete man unter anderem eng mit der Weberei Gebrüder Burkhardt in Pfullingen und dem Schweizer Modeschöpfer Geny Spielmann zusammen.<sup>27</sup> Ansonsten lieferten in München ansässige Modeschöpfer, die relativ häufig wechselten, die Modellentwürfe.<sup>28</sup> Letztlich bediente die Mickhausener Kleiderfabrik nicht nur in den 1950er Jahren, sondern bis zu ihrem Ende 1982 das anspruchsvollere Genre.<sup>29</sup>

Eine der Spitzen der schwäbischen bzw. bundesdeutschen Mode fand sich seit den 1950er Jahren in Memmingen. Hier in der Provinz wurde Haute Couture von europäischem Ruf von den Eheleuten Karl und Liselotte Hauser erdacht, produziert und präsentiert. In der »Memminger Zeitung« vom 18. November 1950 las man unter der Rubrik »Blick in die Wirtschaft« über die Hauser Modelle: *Und wieder sind es die Kriegsumstände,*

27 Jugendmoden Mickhausen, in: *textil-report*, Sonderausgabe für Regen- und Wintersportkleidung, Nr. 24, 16.06.1966, S. 45.

28 Bis 2007 wurden keine originalen Mickhausen Modelle im tim verwahrt.

29 Nachdem es im April 1982 zu einem Brand in der Mickhausener Fabrik gekommen war, wurde das nur noch 35 Personen beschäftigende Unternehmen geschlossen.

die das Memminger Wirtschaftsleben um einen entscheidenden Zweig bereichert haben, denn der Hausherr hat wohl in der alten Reichsstadt das Licht der Welt erblickt, hatte sich aber dann in der Textilindustrie in ganz Deutschland umgetan und schließlich in den ersten 30er Jahren in Stuttgart ein ansehnliches und bekanntes Geschäft aufgebaut.<sup>30</sup> 1944 war das 1936 eröffnete Stuttgarter Geschäft der Eheleute Hauser ein Opfer der Luftangriffe geworden und das Paar beschloss den Neubeginn mit einer Direktrice und drei Schneiderinnen in Memmingen. Die örtliche Presse berichtete 1950 zudem, dass die Hauser Modelle in den Zentralen der Haute Couture zu einem *festen Begriff* geworden seien. Aber so rasch hatte der Erfolg nicht Einzug gehalten. Der Eintrag Karl Hausers beim Einwohnermeldeamt Memmingen datiert erst von 1949 und das Gewerbe meldeten die Eheleute sogar erst im Verlauf des Jahres 1951 an. Den Namen hatten die Hauser Modelle schon vorher errungen: Hinter dem Neuanfang in Memmingen stand eine 1939 beginnende Karriere, die maßgeblich der Kreativität Liselotte Hausers (1912–2004) zu verdanken war. Sie war 1912 in Dortmund geboren worden und besuchte nach dem Abitur die Modeklasse der Berliner Letteschule. Während eines Urlaubs am Tegernsee lernte sie ihren späteren Mann Karl Hauser (1905–1988) kennen, der ihr in seinem Stuttgarter Geschäft 1938 eine eigene Modellwerkstatt einrichtete.

1939, also im Jahr des Kriegsausbruchs, brachte Liselotte Hauser eine Aufsehen erregende Kleiderkollektion aus möglicherweise selbst entworfenen, bei Wallach in Dachau hergestellten Druckstoffen heraus.<sup>31</sup> Die Modelle wurden unter anderem in Berlin, dem damaligen Zentrum der deutschen Mode, vorgeführt. Welchen Anklang die Schöpfungen der Liselotte Hauser erfuhren, belegt auch die seit 1941 erscheinende Zeitschrift »Die Mode«. Es handelte sich um die teuerste deutsche Modezeitschrift der Zeit, die konform mit dem Gedankengut des NS-Regimes ging. Sie sollte das Gegenstück zur französischen »Vogue« bilden. Das Gros der gezeigten Modelle stammte aus den damaligen Modehochburgen Berlin und Wien, aber auch die meist noch aus handbedruckten Stoffen kreierte Hauser Modelle fanden hier Beachtung.<sup>32</sup>

Karl Hauser erhielt in den Kriegsjahren für sein Unternehmen Stoffzuteilungen. In einer Pressemitteilung anlässlich des 50-jährigen Firmenjubiläums äußerte er, dass die Firma damals Mitglied der Berliner Modelle Gesellschaft gewesen sei. Diese Arbeitsgemeinschaft vereinte Berliner Modehäuser, die während des Weltkrieges ihre Kollektionen ausschließlich für die Ausfuhr entwickelten. Aufgrund der Mitgliedschaft erhielten die Häuser auch während des Krieges Sonderzuteilungen an Stoffen. Dem Deutschen Reich brachten die Exporte einerseits Devisen für die kriegswichtige Rüstungsindustrie, andererseits aber auch eine gute Kulturpropaganda. Anhand der bisher untersuchten Unterlagen kann eine Mitgliedschaft der Firma Hauser in der Berliner Modelle Gesellschaft nicht nachgewiesen werden, doch gewiss sind die Stoffzuteilungen und der Erfolg der Kollektionen von Liselotte Hauser im Ausland, insbesondere in Skandinavien und der Schweiz. Auf Briefbögen aus den 1940er Jahren hieß es entsprechend *Hauser Export Modelle*.

30 Memminger Zeitung, 18.11.1950.

31 MONIKA STÄNDECKE, Dirndl, Truhen, Edelweiss – Die Volkskunst der Brüder Wallach. Ausstellungskatalog des Jüdischen Museums München, München 2007 (Sammelbilder 3).

32 Handdruck auf Zellwolle, in: Die Mode, Heft 5, Mai 1942, S. 32 f.



Abb. 9: Liselotte Hauser in einem von ihr entworfenen, bedrucktem Kleid, 1939 (Archiv tim)

Nach dem Angriff auf Stuttgart schlug sich Liselotte Hauser nach Memmingen durch. Ihr Mann, der bei Kriegsende in Schweden war, kehrte eines Tages mit der gesamten, völlig unversehrten Kollektion in die ehemalige Reichsstadt zurück.<sup>33</sup> Die Kleider ermöglichten einen Neuanfang, denn mit manchem Kleid konnten amerikanische permits erwirkt werden. Liselotte Hauser baute eine Modellwerkstatt auf und Karl Hauser arbeitete bis 1949 bei einem Konfektionär in Lugano. In demselben Jahr konnten Hauser Modelle nach der Währungsreform in Düsseldorf präsentiert werden. Auf mühsamen Wegen hatte Liselotte Hauser Garne besorgt und in umliegenden Handwebereien verarbeiten lassen. Zudem fand sie Frauen, die Stoffe mit Mustern nach ihren Entwürfen bemalten. Die Modelle wiesen, so eine Modereporterin, *eine glückliche Verbindung von einer unter den genannten Umständen zwangsläufig entstandenen Bodenständigkeit auf, hatten also eine etwas kunstgewerbliche Note [...]*.<sup>34</sup> Das Gewerbe in Memmingen hatte angeblich aus rechtlichen Gründen die Schwester von Karl Hauser, Stephanie, 1947 angemeldet.

1950 konnten die Eheleute Hauser 60 Schneiderinnen und Lehrmädchen sowie vier Zuschneiderinnen beschäftigen. Noch wurden alle Modelle, es waren circa 400 pro Jahr, *in solider Handarbeit* gefertigt.<sup>35</sup> In der Woche verließen rund 200 Stücke das Haus, jährlich waren es etwa 8.000 bis 10.000 Kleider, Jacken, Blusen etc. Besonders stolz war man auf den Verzicht jeglicher Hilfsmittel, allerdings erwarb man im Laufe der 1950er Jahre schließlich doch eine Zuschneidemaschine. Die Firma Hauser produzierte streng auftragsbezogen, das heißt, erst wenn die Bestellungen eingelaufen waren, wurden Stoffe und anderes Zubehör bestellt. 1959 arbeiteten rund 150 Näherinnen und Strickerinnen, unter denen sich viele Flüchtlinge befanden, für das Ehepaar. Liselotte Hauser entwarf in dieser Zeit jährlich etwa 600 Modelle. Inzwischen griff sie auch auf Druckstoffe aus Frankreich, Italien und der Schweiz zurück.

Die Entscheidung für den Standort fernab des üblichen Moderummels, der sich wie vor dem Krieg allmählich wieder auf Berlin konzentrierte, wertete die Modeschöpferin positiv: *Hier finden wir zwischen den Modeschauen und Vorführungen in der gesunden Atmosphäre der alten Stadt Zeit und Ruhe, unsere neuen modischen Ideen durchzudenken und zu entwickeln. Die Großstädte in ihrer nervösen Hast geben zwar Anregung, schaffen aber ein negatives Klima für unsere Arbeit, denn nicht extravagant und nur zum Anschauen sollen unsere Modelle sein, sondern sie sollen von der anspruchsvollen Frauenwelt auch wirklich getragen werden können.*<sup>36</sup> Die Einkäufer waren so begeistert von der in Memmingen kreierten Mode, dass sie in den 1950er Jahren gerne pro Einzelhandelsgeschäft ein Modell mehrfach bestellen wollten, wiewohl das in der Haute Couture oder in dem gehobenen Genre unüblich war.

1953 hatte die Firma Hauser die neu errichteten Geschäfts- und Wohnräume in der Babenberger Straße in Memmingen bezogen. Das Ereignis hielt sogar die damals bedeutende, seit 1948 erscheinende Modezeitschrift »Film und Frau« in einem reich bebilderten Bericht

33 SUSA ACKERMANN, Begegnung in Memmingen, Liselotte Hauser, in: SUSA ACKERMANN, Couture in Deutschland. Streiflichter auf das deutsche Modeschaffen, München 1961, S. 81–85, hier S. 84.

34 Ebd.

35 Memminger Zeitung, 18.11.1950

36 Ebd.



des bekannten Modefotografen F. C. Gundlach fest.<sup>37</sup> In einer über zwei Etagen reichenden Halle fanden nun die Modenschauen statt. Besonders prägten den Raum Antiquitäten und die von Liselotte Hauser auf die Wand gebrachten gelb-schwarzen Arabesken. Doch man beließ es nicht bei den Memminger Präsentationen, sondern suchte auch die wichtigen Plätze in Sachen Mode in Berlin, Düsseldorf und Hamburg auf.

In den Winterkollektionen präsentierte die Firma Hauser wiederholt graue Tweed- und Flanellkleider. Zu diesen Kleidern zählt ein *unglaublich teures*, das ein junger Ehemann, ein Grafiker und Kunstmaler, unter größten finanziellen Anstrengungen für seine junge, 1927 geborene Frau in München erwarb. Sie hielt es bis 2005 in Ehren und vermachte es dem Staatlichen Textil- und Industriemuseum, Augsburg.

Ein Charakteristikum der Hauser Modelle bildeten Kleider und Blusen aus Druckstoffen mit gestrickten oder gehäkeltten Bündchen und Kragen. Zudem zeigten die Kleidungs-

stücke vielfach aufwändige Schmuckelemente wie Borten, Spitzen und Bordüren. Umlaufend angebrachter Bandbesatz sollte die üppige Rockweite betonen. Die farbenfrohen, verspielten Kleider pflegte man Ende der 1950er Jahre als *Boutiquestil* zu bezeichnen.<sup>38</sup>

In der Filiale der Kurstadt Baden-Baden hatte das Ehepaar Hauser 1958 eine so genannte »Capri Boutique« eröffnet. Weitere Niederlassungen folgten in den 1950er Jahren in Freudenstadt, Wiesbaden und Heidelberg. Neben eigenen Modellen vertrieb das Ehepaar Hauser in den »Capri Boutiquen« Modelle führender italienischer und französischer



Abb. 10: Bunt bedruckte Bluse, Hauser-Modell, 1951/52  
(Aufnahme Stwolinski, Archiv tim)

37 individuelles heim – modischer betrieb – harmonisch unter einem dach, in: Film und Frau 5 (1954), Heft 26, ohne Seitenangaben.

38 Die »Hausere« von Memmingen, in: Ihre Freundin, 30.6.1959.

Hersteller sowie Antiquitäten und zeitgenössische kunstgewerbliche Gegenstände wie beispielsweise Gläser aus Murano.<sup>39</sup>

Mitte der 1950er Jahre kam das Hauser-Parfüm »dada«, benannt nach der ältesten Tochter Dagmar auf den Markt. Hier nahm Hauser für ein deutsches Modeunternehmen eine Vorreiterrolle ein. Die Verbindung von Modehaus und Parfüm kannte man bis dahin vor allem aus Frankreich. In Deutschland brachte damals Susanne Erichsen – die erste Miss Germany – neben einer Teenager-Mode auch einen Duft für diese jugendliche Altersgruppe heraus.<sup>40</sup>

Zählte man in Bayern um 1955 etwa 400 Damenoberbekleidungsbetriebe mit deutlicher Konzentration auf München, so pflegten nur vier Häuser das Modell-Genre: Dazu gehörte neben Bogner, Bessie Becker und Felicitas Queisser die Firma Hauser. Die Modelle der Liselotte Hauser wurden in einem Zug genannt mit denen von Heinz Oestergaard, Susanne Erichsen und Staebe-Seger. Ohne Hauser Modelle war in den 1950er Jahren kaum eine deutsche Modenschau oder eine modisch orientierte Zeitschrift denkbar und die Modeschöpferin galt als *die Beste unter den Branchenersten*.<sup>41</sup> Liselotte Hauser gehört mithin zu den bekannten »Unbekannten« der deutschen Mode in der Mitte des 20. Jahrhunderts.

Die Firma Hauser blieb ein reines Familienunternehmen. Tochter Dagmar entwarf später gemeinsam mit ihrer Mutter alle Modellkollektionen und hatte zusammen mit ihrem Vater die kaufmännische Leitung des Betriebs inne. Im Jahr 1986 beschäftigte Hauser Modelle noch 100 Mitarbeiter und produzierte ausschließlich im Inland. Damals betonte Karl Hauser, dass eine Kapazitätserweiterung bewusst nicht angestrebt werde, doch lag hier sicherlich ein Problem, da im Ausland im größeren Umfang und günstiger produziert werden konnte. 1988 stellte man die erste Kollektion unter dem Namen »Dagmar Hauser« in Memmingen vor. Doch nach dem Tod von Karl Hauser 1988 wurde es ruhiger um das Unternehmen und Liselotte Hauser wandte sich immer mehr der Malerei zu. Nach ihrem Tod 2004 wurde die Marke »Hauser Modelle« beim Deutschen Patent- und Markenamt gelöscht. 2006 folgte die Streichung aus dem Handelsregister Memmingen.

Die drei schwäbischen Kleiderbetriebe stellen typische Beispiele aus der Konfektion der Nachkriegsjahre dar. Bei der Schwäbischen Damenkleiderfabrik in Augsburg stand die Kleiderherstellung im unmittelbaren Kontext mit der Stoffproduktion der Buntweberei Riedinger, in Mickhausen gaben vor allem die im ländlichen Umfeld vorhandenen weiblichen Arbeitskräfte den Ausschlag zur Produktion und in Memmingen bildete der geniale Geist der Modeschöpferin Liselotte Hauser die Basis zur Konfektion von Damenkleidern. Aufgrund der bisher unzureichenden Quellenlage berücksichtigt der Beitrag kein Beispiel, bei dem ein Flüchtling eine Firma gründete, wie es bei Gerhard Bahner in Lauingen 1950 oder bei Oskar Dietzel und seiner Wäschefabrik Osdilo in Augsburg der Fall war und wie es so typisch für die Nachkriegszeit war.

39 wir stöbern in der capri-boutique, in: Film und Frau 10 (1958), Heft 7, S. 140 f.

40 SUSANNE ERICHSEN, Ein Nerz und eine Krone. Die Lebenserinnerungen des deutschen Fräuleinwunders, München 2003, S. 194.

41 Hanns Bisegger (Jobis) in einem Brief aus Bielefeld an Liselotte Hauser vom 17.03.1956, Bestand tim; Meisterin der Boutique, in: Nürnberger Zeitung 235 (1959), S. 25.



Abb. 11: Die Modeschöpferin Liselotte Hauser im Atelier, 1953 (Aufnahme Hubs Flöter, Archiv tim)